

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 9 (2002)
Heft: 95

Rubrik: Flaschenpost

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Benito Boari, 1963, ist Architekt und lebt in St.Gallen; zwischendurch zieht es ihn nach Asien und in die Karibik



BEI MIR HAT KEINE PRIESTERIN GESCHLAFEN

Notizen eines Verführten

Matanzas, Cafeteria Colón. Durch die hölzernen Jalousien flimmert Mittagshitze. Der Kaffee ist stark und wird aus Krügen in kleine Tassen eingeschenkt. Kubas Hauptstadt liegt weit hinter mir, die Hektik auch. Ich freue mich, meine Havanna-Geschichten endlich in Ruhe schreiben zu können, denn mein Tagebuch ist voll und ich suche einen Computer mit Internet. Aber in Matanzas gibt es weder Computer noch Internet-Anschlüsse. Matanzas ist Provinz und weit weg von Havanna, wo einem für Bares selbst ein Boing-Motor beschafft wird. Sagen sie in Havanna. Dann eben eine Schreibmaschine.

«Hier gibt es keine Schreibmaschine», sagt mir die Konservatorin des Museums. Und wo sonst, wisse sie auch nicht. In der Schulverwaltung gibt es eine. Ich soll in zwei Stunden wieder vorbeikommen. Später weiss man, dass Leonardo, der Administrator, wieder gegangen ist. Und dass er gesagt hat, das Benutzen der Schreibmaschine sei für Fremde verboten. «Hoffentlich will dieser Leonardo nie etwas von mir», rege ich mich auf. Im Gesundheitsministerium wird mir schliesslich geholfen. «Aber nur, wenn Sie nichts Konterrevolutionäres schreiben!», betont die Funktionärin, die eine furchterregende russische Brille trägt. «In Ordnung Señora», schwindele ich. Und während ich mit einer Olivetti (letzte Revision 1976) verschwörerisch O's aus dem Papier stanze, blickt mir Che Guevara aus seinem Wand-Poster auf die Schreibmaschine herunter.

WO WOHT PEPE?

Wer zum zweiten Mal auf Kuba landet, weiss es noch: am Förderband auf dem Flughafen wartet man nicht nur auf den eigenen Koffer, sondern auf ein zusätzliches Gepäckstück. Das einem von Unbekannten aus dem eigenen Land mitgegeben wurde. «Bring diese Tasche meinem Bruder Pepe. Du weisst ja, wie wenig sie drüben haben», bittet mich Frau Tanner auf Spanisch. Sie hat dunkle Haut und ist in Wirklichkeit Kubanerin. Ihr Mann Willi überreicht mir Pepes Adresse auf DIN-A4: «Beim Haus mit den vielen Fahrrädern musst du links gehen und wieder fragen», informiert er. Dass ich nach Kuba reise, hätten sie von Hans-Ruedi erfahren.

Frau Tanners Bruder Pepe wohnt in Alamar. Alamar ist eine Satellitenstadt mit 80000 Einwohner/innen und liegt eine halbe Stunde ausserhalb von Havanna. Gebaut wurde es in den 60er-Jahren nach sowjetischem Vorbild – ein «Rompecabeza» (span. Kopfzerbrecher) wie die Habaneros sagen. Keine der Strassen hat einen Namen, und jemanden zu finden, sei ein Ding der Unmöglichkeit, weil man sich nicht orientieren könne. Stimmt nicht. Alamar ist in Zonen eingeteilt, und die Häuser sind durchnummeriert. Ganz einfach also. Ich suche Block 51, Zone 8.

«In diese Richtung», sagt mir der Buskontrolleur an der Endstation mit einer lässigen Handbewegung (Charme haben diese Burschen, obwohl sonst nicht alles klappt). «Block 51?», fragt die Frau mit dem Kind zurück, «muss dort sein, aber frag jene drei dort.» In welcher Zone, will man dort wissen. «In der Achten», antworte ich und halte Ausschau nach Fahrrädern. «Hier ist Zone Sieben, Zone Acht beginnt über der Strasse.»

«Wo ist Block 51?», frage ich die zwei spielenden Mädchen. «Wir sind nicht von hier Compañero» (span. Genosse), sagt die eine und die andere ruft «Lazaro!» nach oben. Und Lazarus im vierten Stock fragt seinen Nachbarn übers Geländer in den Dritten hinunter. Und der Nachbar zeigt in die Richtung, von der ich gekommen bin. Die kleinen Genossinnen wünschen mir Glück.

Endlich sichte ich Block 50, aber die 51 nicht rechts und nicht links davon. Tapfer erkundige mich bei der Frau die Wäsche aufhängt. «Hier ist Nummer 49», sagt sie mit Zuversicht (mir sträuben sich die Haare). «Geh durch den Tunnel auf die Rückseite des Hauses.» Kaum wieder am Tageslicht, stehe ich vor Block 51 und kann die Tasche Pepe übergeben.

Havanna Zentrum. Die junge Mulattin auf dem Balkon nebenan sehe ich zum ersten Mal und frage, seit wann sie hier wohnt. Die Antwort verstehe ich nicht. «Wenn du herüber kommst, können wir uns ein wenig unterhalten», schlage ich vor. «Ich komme», sagt sie, «aber nur mit meiner Freundin Ada.» Ada ist blond und hat einen Schlafzimmersblick. Ihre Stimme ist dunkel, ihr Sexappeal enorm. Und sie will

wissen, was ich von Beruf bin. «Architekt?», sagt sie schräge und macht grosse Augen. «Stürzen deine Häuser auch zusammen, wenn ein Flugzeug hineinfliegt?»

Beide betrachten sich ausdrücklich nicht als Prostituierte. Sie hätten wirtschaftliche Probleme, und ohne Dollar könne man sich hier ja nichts Anständiges kaufen. Was denn Kubanerinnen machen würden, die nicht so attraktiv seien wie sie, will ich wissen. Die hätten es leichter, sagt die Mulattin, schön sein sei nämlich schwierig. Laufend müsse man der Polizei die Identitätskarte zeigen. Und Ada echot: «Ich bin doch keine Delinquentin, nur weil ich schön bin!» Was Frauen hier machen, die nicht so schön wie sie seien, beharre ich auf meiner Frage. Ja, eben ein anderes Bizné (kub. f. Business), zum Beispiel Käse verkaufen, wenn sie aus einer Region mit vielen Kühen kämen.

Nachdem mir die beiden alle Zigaretten weggeraucht haben, sind sie hungrig. Ich bringe Brot und Früchte. Wenn sie mich heirate, wol-

gibt es nur noch eine Frage: Woher den Dollar nehmen? Und woher? Vom Touristen natürlich. Und wie? Indem man etwas verkauft, was ihm gefällt, auch wenn es einem nicht unbedingt gehört: stibitzte Zigarren, das Zimmer des Nachbarn, den eigenen Körper. Immer wieder sprechen einem junge Männer an, die versichern, ihr Cousin arbeite in einer Tabakfabrik, und dann kommt die obligate Kiste Cohibas zum Vorschein. Kostenpunkt vierzig Dollars; ein Bruchteil des offiziellen Verkaufspreises. Ich laufe weiter, und nach zehn Schritten kosten die Zigarren noch die Hälfte. Sozusagen 5% Rabatt pro Laufmeter.

«Willst du Taxi/Rum, Zimmer/Zigarre oder Chica?» (span. Mädchen), zählen andere das einheimische Superangebot auf und bieten das Gleiche an wie Dutzende ihrer Kollegen auch. Und weil das manche Touristen (mich jedenfalls) zusehends nervt, gehts immer weniger um die Sache als um die Methoden des Ansprechens. «Wie gehts, Rolando», fragt mich einer. «Ich heisse Benito.» «Was?», erstaunt er sich. Er hält mich am Arm und schaut mir tief in die Augen: «Benito, du hast einen Doppeltgänger hier!»

Was aber mit jenen, die keine Lust haben, sich mit Touristen einzulassen, sondern sich echt für ihre Arbeit interessieren? Wie z.B. Olga-Marina, die promovierte Kunsthistorikerin ist und zu den wenigen gehört, die ihren Beruf nach dem Studium auch ausüben. Beim Staat und zu einem traurigen Lohn. Nach der Arbeit verträgt sie mit ihrem Kollegen Raúl Kassetten für einen Video-Verleih. Die Miete beträgt fünf Pesos pro Film. Davon gehen drei an den Verleiher und je ein Peso (ca. 8 Rappen) an Olga-Marina und Raúl. So verdient sie vier Dollars die Woche, zwölf im Monat. Mehr als an ihrem Arbeitsplatz. Mitte 2002 kann sie eine Stelle als Doktorandin an der Universität Rom antreten. Nach Kuba möchte sie nicht zurück.



le sie aber mehr als Brot und Früchte, mampft Ada. Was denn sonst noch? «Pinga!» (kub. vulg. f. Penis), sagt sie fordernd und hält sich ein unsichtbares Mikrofon vor den Mund. Später begegnet mir die Mulattin alleine auf der Strasse. Sie beginnt etwas über Ada zu sagen, kichert, hört wieder auf und macht auf geheimnisvoll. Ich werde neugierig und frage, was sei. Ich dürfe Ada nichts sagen, sonst sei sie böse. Ich werde ungeduldig und will endlich wissen worums geht. «Ada», sagt sie, «ist ein Mann.»

BIZNÉ-BUSINESS

«Nuestros principios no estan negociables» (span. wir feilschen nicht um unsere Prinzipien), steht gross auf dem Sportstadion geschrieben. Dass das nur grundsätzlich und nicht konkret verstanden werden darf, lässt schon der kubanische Durchschnittslohn von zweihundert Pesos erahnen. Das sind zehn Dollars, und die reichen gerade einmal für zwanzig Flaschen Bier. Für zwanzig Flaschen? Richtig. Bier ist teurer auf Kuba, teurer als Rum. Darum ist bei diesem Vergleich um die Kaufkraft des Peso auch Vorsicht angebracht.

Trotzdem: Kuba ist ein heisses Land, und es macht traurig, wenn ein köstliches Bier ein Zwanzigstel des Monatslohns kostet. Oder: was, wenn den jungen Leuten die klobigen Schuhe Made in Cuba nicht mehr gefallen, obwohl sie Marke «Sedución» (span. Verführung) sind? Und was, wenn die Schuhe, die gefallen, Made in Italy und – weil Importware – nur für harte dreissig Dollars erhältlich sind? Dann

SANTERIA

Ich höre Rhythmen und Gesang und schaue von der Strasse durch ein offenes Fenster direkt ins Wohnzimmer hinein: eine Santeria-Messe ist im vollen Gang! (Santeria: afro-kub. Kult). Zwei muskulöse Schwarze spielen auf einer hohen und einer tiefen Trommeln, ein dritter schlägt Akzente auf der Eisenglocke. Alle antworten dem Leadsänger im Chor. Das Dutzend Leute im Raum ist in Bewegung: Grosseletern, Kinder, Onkel. In der Mitte tanzt die Santera, die Priesterin. Sie ist in Trance. Ihre Augen sind weit offen und blicken starr nach oben. Sie ist schweissüberströmt, und die stampfende Perkussion lässt eine Welle nach der anderen durch ihren Körper fahren. Zwischendurch besprüht sie uns mit Rum aus ihrem Mund, eine Mutter stillt ihr Kind. Ich bin ganz Rhythmus. Selten habe ich mich wohler gefühlt. Als die Trommeln langsam und leise werden, stellt sich die Santera mit geschlossenen Augen vor jedes Mitglied der Runde und macht ein kurzes Statement. «Du bist nicht von hier, du bist aus einer anderen Welt. Aber dir gefällt der Rumba!», sagt sie zu mir.

Am nächsten Tag im Treppenhaus ruft mir Maria, meine Vermieterin: «Auf deinem Nachttisch liegt ein Santeria-Armreif. Die Priesterin, die bei dir übernachtet hat, muss ihn vergessen haben...» «Bei mir hat keine Priesterin geschlafen», antworte ich, «das ist mein Armreif.»

Bild: Flaniermeile und Treffpunkt im Zentrum von Havanna: der Prado
Foto: Benito Boari